

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege  
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Es war Stunden später, als José Maria Jan wieder fand, allein, und mit den Händen am Boden. Ringsum war das entfesselte Toben einer lusthungrigen Menge. Es waren nicht mehr Generäle und Bürgermeister, Obristen und Handelsherren, Eheweiber und Jungfrauen: es waren nackte Menschen, deren Sinne im Sturm des Weins wie Flammen flackerten. Bänder und Blumen lagen auf dem glatten Estrich. Ein Atlasschuh schoß, von mutwilligen Füßen gestoßen, kreuz und quer durch das Getümmel. Sie und da protestierte ein truntener Cavalier dagegen, daß man ihn hinausführen wollte. Einer rutschte seiner Tänzerin aus dem Arm und schlug hin. Sie stand dabei und lachte mit weitgeöffnetem Mund.

„Nun Jan,“ fragte José Maria, „wann ist Hochzeit?“

„Ach,“ erwiderte Jan und sah in die Ferne, „ich wollte, ich hörte unseren Trompeter Reveille blasen. Der Morgen käme gelb und kühl über die Waldberge und man stiege frisch und fröstelnd in den Sattel: Helf uns Gott, junger Morgen zu einem guten Tag!“

„Gehen wir!“

„Ja,“ sagte Jan und sie gingen Arm in Arm davon.

An der Saaltür war ein dickes Knäuel von Männern. Obrist Mercy, schwankend, umarmte Jan:

„Du kriegst das Kornett, Herzenskamerad! Komm morgen zu mir ins Quartier. — Und geh noch nicht! Bleib Gutfreund, jetzt wird's lustig!“

José Maria sagte Mercy ins Ohr:

„Laßt ihn gehen! Eine galante Verabredung! Ihr versteht!“

„Hahohoho!“ lachte der Oberst. „Lauf toller Jan! Ich versteh! Ich versteh!“

Und wenn mein Knäblein kommt zur Welt:

Parbibaß und Bum und valdera . . .“

Jan schlug die kühle Nachtlust entgegen.

„Nach,“ machte er und atmete tief.

### 7. Kapitel.

Guten Tag, Herr Durante!

Wochenlang verschoben die Regimenter ihre Quartiere. Die Wäldler, die, halb nackt und wild, von Ulm her auf ihren riesigen mit Weidenruten verflochtenen Fischen die grüne Donau abwärts schossen, sahen von Neuburg an, über Ingolstadt, bis über Regensburg hinaus die kaiserlichen Wälder kampfieren, deren Lagerfeuer nachts den gurgelnden Strom beschienen. Endlich, als der Schnee schmolz

und man hoffen konnte, im Gebirge passierbare Wege anzufinden, setzte sich das Heer, 35 000 Mann, in Bewegung. Merchs Regiment mit Jan an der Spitze, am äußersten Ende der ungeheuren Schlange das schwere Geschütz. Sie zogen langsam durch Schwaben nach Süden, streiften den Bodensee, der in dieser Frühlingssonne bläulich und still glänzte und bog in das Land Arlberg ein. Langsam hob sich der Weg. Die ersten Pässe waren schneefrei. Erst als die Spitze in das Tal des oberen Inn einschwenkte, waren die Wege vereist. Schneestürme überfielen das Heer auf der Malser Heide. Es war ein heimtückischer Schnee, hart wie Sand, fein wie Pulver und dicht wie Wolken, in die man hineintappte, ohne eine Armlänge weit voraussehen zu können. Man mußte das Land schrittweise und keuchend erobern. Der Feind, der ihnen entgegenstand, war nicht zu fassen. Gegen den halsen keine Musteten und noch so gute Klingen. Und dieser Feind würgte besser wie ein anderer. Er lockte ganze Kornetts und Kompagnien vom Wege ab und stürzte sie in eisige Schluchten. Die Soldaten fühlten plötzlich vor sich eine gewaltige Lücke im Zuge und nur der Atem des Todes wehte ihnen daraus entgegen. Es fielen eiserne Krieger zu Boden, erfroren wie Wachtele und es gab viele, die lieber unter einem Felshang sich niederhockten und den Tod erwarteten, als daß sie weiter marschiert wären. Aber die Hauptmasse, von den Offizieren angefeuert, die ihr die Schätze der lombardischen Städte und den Reichtum des französischen Trosses mit strahlenden Farben schilderten, drängte vorwärts, vorwärts.

Welcher Jubel brach aus und schwang seine donnernden Flügel über das Gebirge und feuerte die Lehten an, als das Merchsche Regiment endlich ins Tal der Abda niederstieg, in die gesegneten Weingebirge des Valtellins. Langsam schob sich das Heer wieder zusammen. Aber sein Lebenszug war noch nicht zu Ende. Die Sümpfe der Abda begannen unter der sengenden Sonne, die von gigantischen, kahlen Felsen widerstrahlte, zu tochen und zu gären. Ein ekelhaftes Gespenst, stinkend und riesengroß, ging um: das Fieber, und sog gesundes Leben aus blühenden Männern. Dazu war die Wut des Aufbruchs noch nicht erloschen, der der vermaledeite Pfarrer von Scharans, Herr Zenatsch, seit Jahren immer wieder entsacht hatte. Die Rebellen, bleich vor Haß, vergifteten die Brunnen, und als man das Wasser mied, vergifteten sie den Wein.

Da ritt Jan voraus, ließ die Einwohner wahllos greifen und zwang sie, von dem Wein zu trinken. Er sah wütend zu, wie seine Kerls den Bauern die Zähne aufbrachen und ihnen mit einem Trichter den vergifteten Wein maßweise in den Schlund gossen. Und er sah ungerührt zu, wie Hunderte sich in Krämpfen zu winden begannen. „Besser ihr, wie wir,“ sagte er. Die guten Fässer wurden an den Weg gerollt, Posten mit geladenen Musteten dabei und die Soldaten, die vorüberzogen, konnten nun trinken, trinken, was die Kehle hielt.

„Man glaubt es nicht,“ sagte Jan zu José Maria,

„eine wie heilsame Arznei der Wein ist.“ Denn in der Sündflut des herben, feurigen, roten Weins ertrank das Fieber. Der Abbe zuckte verächtlich die Schultern.

„Erzähl deine Neuigkeit Trostknechten. Dummer Jan, mit gutem Wein kannst du Sterbende wieder gesund machen, das ist eine alte Regel. Vorausgesetzt, daß man die Arznei nicht zu lärglich gibt.“

An den goldenen Hängen des Comer Sees vorbei, der mit weichen, purpurbraunen Wellen die bekränzten Gestade schlug, ergoß sich das Heer, breitete in der Ebene sich sächerförmig aus und umschloß mit eisernen Armen die Festungen Gozzolo, Borgoforte und Governolo.

Im Lager von Governolo lachte José Maria Jan aus, denn die Hauptmasse des französischen Heeres war längst davon und nur kleine Abteilungen, mit venezianischen Hilfsvölkern vermischt, streiften im Lande.

Jan war vier Tage vor Wut krank. Als er wieder in den Sattel stieg, war sein Gesicht verzerrt. Er konnte vor Zorn kaum sprechen.

„Jeder Franzose, der mir vor die Klinge kommt . . .“, aber er schluckte nur ein paarmal und schüttelte die Faust.

Und indessen die kaiserlichen Kanonen Governolo zerschossen, daß es ausfah, als habe ein Erdbeben seine Häuser und Türme durcheinander geschüttelt, ritt Jan auf die Streife und fing keinen Franzosen, den er nicht an der nächsten Ulme aufhängen ließ, wo der arme Schächer mitten in den Weingirlanden hing, die von Baum zu Baum sich schwangen und starr, mit verdrehten Augen auf die purpurdunklen Trauben sah, die über ihm hingen.

Jan setzte umher wie ein böses Wetter. Er setzte über den Oglio und trug den Schrecken bis nach Cremona. Nach einem wilden Ritt rastete er eines Abends in der Dämmerung am Begrabe. Er ließ eine Kavabade anhalten, die des Weges kam. Ein guter Paß wurde ihm präsentiert, der auf den Namen eines Edelmannes namens Justino lautete und er gab den Weg frei. Plötzlich glaubte er in der Dämmerung ein Gesicht zu sehen, ein Gesicht. . .!

„Halt!“ schrie er.

Die galoppierten davon.

„Schießt! Kerls schießt!“ rief Jan seinen Soldaten zu und war mit drei Sägen bei seinem Gaul.

Ein paar Schüsse trachten in die Dunkelheit hinein, noch ein paar. Jan stob den Kugeln nach. Einige hundert Schritt weiter lagen zwei am Boden. Er sprang ab. Sie hatten Kugeln im Rücken. Der eine war tot, der andere leuchte schwer mit weitauferrißenen Augen.

„Mensch!“ schrie Jan und schüttelte ihn, „wie hieß der Edelmann?“

Der Verwundete sah ihn an und bäumte sich und stieß um sich. Blut quoll ihm aus dem Mund.

„Den Namen! Den Namen!“

„Durante“, stöhnte er und streckte sich und lag still.

Jan sah sich um. Seine Leute stießen nach und nach zu ihm auf müden Gäulen. Sie schienen auf dem weißen Rindenebel zu schwimmen, wie Geispenster. Dachte der Kerl, der zu seinen Füßen erkalte, wirklich „Durante“ gesagt oder hatten ihn Geister gerufen in dieser erdfermenden Stunde?

Durante! Nein, nein er war's. Es war Durante. Er hatte es gesehen, sein gelbes hageres Gesicht mit den großen Augen. Und plötzlich erschien Jan das Leben noch eins so schön. Er lachte aus seinen Gedanken heraus und schlug seinen Wachtmeister auf die Schulter:

„Ins nächste Gasthaus! Heut ist Festtag, grad fällt mir's ein. Wir wollen feiern.“

Nach acht Tagen fiel Governolo. Die kaiserlichen Völker schlugen zwei ungeheure Halbkreise um Mantua, die sich gegeneinander schoben und sich eines Morgens bei den Händen saßen wie Mädchen beim Rundtanz. Oh, welch ein schöner Tanz wurde das! Seine Musik war das unaufhörliche Krachen und Donnern der Kleinen und großen Geschütze, in das die Musketen eifrig und vorlaut hineinknatterten. Merck's Regiment griff zusammen mit den Regimentern Sulz und Bainer die Vorstadt San Giorgio an, und bei diesem Kampf, der von der Morgenfrühe bis gegen Abend dauerte, war es, wo Jan nicht weit vor sich im Gewühl Durante sah. Da richtete er sich in den Bügel auf, legte die Hände an den Mund und rief:

„Guten Tag, Herr Durante!“

Und der sah ihn über die Köpfe der Kämpfenden hinweg und schüttelte den Degen nach Jan hinüber. In der engen Vorstadtmaße konnte Jan nicht an ihn kommen, er hatte ihn

durch Stunden intimer im Gesicht, aber er kam ihm nicht näher. Am Abend zogen die Mantuaner sich hinter den Brückenkopf von San Giorgio zurück und seine Kanonen feuerten noch, als es schon völlig finster war.

Am andern Morgen ritt General Collalto die Stellungen ab, hinter sich Oberst Merck, der die Vorpostenstellungen hielt, und Jan. Collalto sah auf seine Geburtsstadt mit kühlem, hochmütigem Gesicht. Er hielt sein Ross an: „Achtet auf meine Worte! Gradus der Brückenkopf. Kann flankiert werden. In einer Woche fällt er. Dahinter die Giorgio-Brücke. Eure Aufgabe zuerst ist, zu verhindern, daß sie gesprengt wird. Daher: Nachdrängen sobald die Besatzung im Brückenkopf lösläst. Dann habt ihr links der Brücke am jenseitigen Ufer den Boloardo. Niedrige Mauern. Rechts das Castello di Corte.“ (Das letzte sagte er mit erhobener Stimme.) „Nur mit Sturmgerät zu erobern. Die Kuppel ist Sant Andrea; daneben, spitz, der Glodenturm.“

Und er hielt noch einen Augenblick und sah spähend nach seiner Vaterstadt hinüber, die in der silbernen Herbstsonne mit ihrem Reichtum an Türmen sich erhob. Dann gab er das Schußfeld für die Geschütze frei und auf eine Handbewegung trachten die mit Vollkugeln geladenen Stücke gegen den Brückenkopf.

Die herzoglichen Garben, die den Brückenkopf hielten, wehrten sich wie Wölfe. Es verging kein Tag, an dem sie nicht mit Ungestüm ausfielen. Jan ließ sich die wenigen Gefangenen, die die Desterreicher machten, vorführen, und er wurde nicht müde, nach Durante zu fragen. So erfuhr er, daß dieser Herr nach dem Befehl des Herrn Kardinals Richelieu sich nach Mantua geworfen hatte, um die Verteidigung zu leiten. Er führte den Titel Oberst und seine Soldaten liebten ihm an den Fersen.

„Ich muß ihn haben!“ knurrte er. „Zackerbombenundflöh!“

Er drängte sich nach vorn, sobald das Musketenknattern einen neuen Ausfall verkündigte. Und immer wieder kehrte er niedergeschlagen in sein Quartier zurück, ein zerschossenes Haus, das die Muskeliere mit Binsenmatten gedeckt hatten und sagte zu José Maria:

„Er ist wie der Teufel. Alle Welt redet von ihm und keiner kriegt ihn unter die Häute.“

Einmal war er ihm näher wie sonst.

„Hierher Durante!“ rief er.

Der lachte höhnisch und richtete die Pistole auf ihn.

„Feiger Marodeur!“ schrie Jan. „Degen heraus!“

Da trachte der Schuß. Jan warf sich blühschnell hinter den Hals seines Pferdes. Der Gaul zuckte zusammen und schnob Blut. Jan richtete sich wieder hoch und rief:

„Eine Heldentat für einen Obersten! Pferde töten! Kein Wunder, Euch hat ein Walfisch zum Obersten gemacht!“

„Krach“, sagte die zweite Pistole. Und „vorbei“ rief Jan. Sein Pferd strauchelte, er riß es empor.

„Du bist hoch gestiegen, Herr Oberst! Ich werde dich bald noch höher steigen lassen!“

Und er machte die Gebärde des Hängens. Aber da knickte sein Pferd mit den Vorderbeinen ein und stürzte hin. Jan griff im Getümmel einen ledigen Gaul, aber als er hoch war, zogen die Mantuaner schon wieder in den Brückenkopf.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Bedeutung des Gartenbauunterrichts für die weibliche Jugend.

Von Frau Ully Pfälzer, Lehrerin am Siesener Pädagogium.

Bedeutende Führer und Führerinnen der modernen Jugendbewegung haben schon lange auf die außerordentliche Bedeutung des Gartenbauunterrichts hingewiesen. In verschiedenen Land-erziehungsheimen, sehr selten aber in höheren Schulen unserer Städte, sind jene Ermahnungen zur Tat umgesetzt worden und der Segen dieser frisch-fröhlichen Arbeit klar zu erkennen. Doch ist leider der Allgemeinheit die Notwendigkeit solcher Einrichtung noch nicht bekannt, notwendig und von allergrößtem Werte sowohl für die Gesundheit als auch für die Gesamtbildung unserer Jugend.

Ich möchte mich in folgenden Ausführungen nun hauptsächlich für unsere jungen Mädchen verwenden, für die zwar schon viel geplant, — ich erinnere an die verschiedenen Kongresse und die häufigen Versammlungen von Lehrerinnen und Jugendpflegerinnen —, aber doch noch herzlich wenig getan wurde. Wir finden zwar hier und dort Wandervogelgruppen für Mädchen und Pfadfinderinnenabteilungen, doch eine durchgreifende, streng geregelte, Tag für Tag festgesetzte körperliche Betätigung der schulpflichtigen als

auch schulentlassenen Töchter gebildeter Stände, wie sie die Gartenbauarbeit im Rahmen der Schule bieten kann, finden wir fast nirgends. Es muß aber unbedingt mehr für die Gesundheit als auch für die Erweckung der lebendigen Anteilnahme unserer weiblichen Jugend getan werden. Wir wollen kräftige, widerstandsfähige Frauen haben; wir wollen ferner Menschenkinder unserer Erziehung entwachsend sehen, die, obgleich dem Leiber oft mit Recht verspotteten schwachen Geschlecht angehörend, dennoch mit klarer Ueberlegung und offenen Auges, selbständig oder als ebenbürtiger Kamerad des zukünftigen Gatten, durchs Leben gehen können.

Zur Stählung des weiblichen Körpers, wie auch zur Heranbildung eines klaren Blickes und einer vertieften Anteilnahme an allem, was unsere Umgebung ausmacht, trägt in nicht geringem Maße die Gartenbauarbeit bei.

Ihre naturgemäße Forderung ist die fortwährend wechselnde Körperbewegung, durch die jeder Muskel in Tätigkeit versetzt wird. Die oft einseitige Inanspruchnahme der Körperkräfte, wie man sie bei manchen Arten von Sport antrifft, wird hierbei ausgeschaltet. Bücken, Kauern, die verschiedensten Arm- und Beinbewegungen, Heben, Tragen, Springen, all dies wechselt ganz von selbst miteinander ab. Daß die hierdurch wieder notwendig gewordene sachgemäße lose Kleidung, die selbstverständlich das in den Entwicklungsjahren so überaus schädliche Korsett ausschließt, zum Gedeihen des jugendlichen Körpers beiträgt, braucht wohl nicht besonders erwähnt werden. Eine wohnstuhnde Müdigkeit und infolgedessen ein erquickender Schlaf sind die unmittelbaren Folgen der Gartenarbeit; nicht darf aber auch der rege Appetit nach solchen Anstrengungen vergessen werden. Ein tüchtiges, sogar trockenes Stüd Brot mundet dann besser als die feinsten Vederbissen, mit denen unsere oft an Unlust zum Essen leidenden jungen Mädchen verzärtelt werden und die doch anerkanntermaßen der Entwicklung des Körpers fast gar nicht dienen, wenn sie derselben nicht sogar schaden. Der Leiber bei den Städtlerinnen so häufig anzutreffenden Malsucht wird hierdurch wirksam entgegengesteuert. Ein weiterer, nicht hoch genug einzuschätzender Faktor ist auch der regelmäßige Aufenthalt in frischer, gesunder Luft. Mit geröteten Wangen kehren die fleißigen Gartenarbeiterinnen heim und erfreuen ihre Mitmenschen schon allein durch ihr gesundes, blühendes Aussehen, das Vorrecht der Jugend.

Welche Bedeutung der Gartenbauunterricht für die wissenschaftliche und hauswirtschaftliche Bildung unserer Mädchen hat, braucht wohl nicht eingehender erörtert werden. Viele sehr oft wohl dem Namen nach gekannte Pflanzen müssen gründlicher studiert werden; Lebensbedingungen, Pflanze, Wachstum, Ernte der Gartenpflanzen und ihr Nutzen für den Haushalt werden jeder Schülerin durch eigene Anschauung und Arbeit bekannt. Auch das Gebiet der Tierkunde wird durch diesen Unterricht berührt, denn eine kluge Gärtnerin muß selbstverständlich auch die vielen ihren Pflanzlingen schädlichen Tiere kennen, über ihre Bekämpfung und Vernichtung genügend Bescheid wissen und dieses Wissen praktisch anzuwenden verstehen.

Der Gartenbauunterricht gibt aber auch den Erzieherin Gelegenheit, ihre wichtigste Pflicht gegenüber der ihr anvertrauten Jugend zu erfüllen: Erziehung zur Freude an der Arbeit. Dies zwingendste Gebot für Eltern und Lehrern wird leider so oft unter dem Druck der Alltagslichkeit vergessen, leider aber auch zuweilen selbst in den Schulen. Die Mädchen lernen teilweise nur aus Pflichtgefühl oder aus Furcht vor Strafe; viele unserer Nachfahre kann der rein wissenschaftliche Unterricht nicht fesseln und befriedigen; sie lehnen sich nach praktischer Arbeit. Diese wird ihnen beim Gartenbau geboten. Mit Ungeduld erwarten sie die Stunde, wo es hinausgeht in den Garten, wo sie graben, säen und pflanzen dürfen, wo sie die Früchte ihrer eigenen Hände Arbeit und Geschick heranreifen sehen und ernten können. Mit leuchtenden Augen betrachten sie den offensbaren Erfolg; etwas, ich möchte sagen, Lebensbes verlangt ihre Sorge und Mühe und zeigt sich dankbar dafür. Mit welchem Jubel Selbstgezeugenes begrüßt wird, wie keine Arbeit gescheut wird, die kleinen Pflänzchen zu prachtvollem Gedeihen zu bringen — das haben wohl alle diejenigen an sich selbst erfahren, die schon einmal ein Blumenbeet oder gar einen Teil der Gemüseanpflanzung ihr Eigen nannten. Freude an der Arbeit, sogar an der zuweilen mühsamen und ermüdenden — hier finden wir sie!

Wenn so unsere jungen Mädchen tagtäglich sich mit den wunderbaren Gebilden der Schöpfung beschäftigen können, dann wird in ihrem Herzen auch die Liebe zur Natur erzeugt. Woran sie früher oft achtlos vorbeigingen, was sie in ihrem Werte gar nicht zu schätzen verstanden, durch den Gartenbauunterricht wird ihr Auge sehend und ihre Seele erfüllt von Bewunderung und Ehracht vor so vieler Schönheit. Die Religiosität muß in unserem Volke neu erweckt werden, die Frauen müssen ihre Hüterin sein. In dieser Charakterbildung beitragen kann der Gartenbauunterricht infolge der durch ihn gepflegten engen, tiefinnerlichen Fühlung mit der Natur.

Das Ergebnis dieser Betrachtungen und ihr Schluß auf praktische Ausanwendung fasse ich nun kurz in folgenden Worten zusammen: Wegen seiner großen Bedeutung für die Gesundheit, für Geist und Gemüt der heranwachsenden weiblichen Jugend darf der Gartenbauunterricht im Lehrplan unserer modernen Mädchenschulen nicht mehr fehlen.

## An und hinter der französischen Front in Flandern.

Schilderungen eines holländischen Kriegsberichterstatters.

Von Amiens aus ist in den letzten Februartagen eine größere Anzahl von Kriegsberichterstattern an die französische Front gegangen, darunter auch ein Holländer, der jetzt über seine Erlebnisse dem *Nieuwe Rotterdamse Courant* einen festlichen Bericht schickt. Die Kriegsberichterstatter wurden in zwei Gruppen geteilt, deren eine die Neutralen, die andere nur Untertanen der Verbündeten enthielt. Nachdem der Holländer eine kurze Spanne freier Zeit vor dem Ausbruch zur Besichtigung der Kathebrale von Amiens verbracht hatte, ging die Reise in fünf Automobilen der Front entgegen. „Es ist eine eintönige Landschaft —“ schildert der Holländer. „Wir nähern uns Flandern. Am Horizont eine wehmütige Erinnerung an unser Land. Eine Windmühle ragt über die Bäume empor. Sie ist in der Mitte eingeschnürt, trägt kokett einen weißen Kragen um den Hals und winkt uns unausdrücklich mit den Armen zu. Gegen Abend kommen wir nach . . . einer alten Stadt, wo die Verproviantierungsstelle des Heeres ihren Sitz hat, das wir besuchen wollen. In dem alten Gasthof, wo wir absteigen und wohin wir jeden Tag zurückkehren sollen, ist eine Gruppe französischer und englischer Offiziere einquartiert. Unsere Ankunft löst ein ziemliches Aufsehen und spariame Sympathiehandgebungen aus . . . Am nächsten Tage: ein Zug von sechs Autos fährt uns am frühen Morgen von . . . nach dem Hauptquartiere des Generals de Maub'huys. Der Weg senkt sich in ein Tal und steigt dann plötzlich auf den Hügelkamm. Es hat nachts geschneit und gereist, die Sonne bescheint das Land und läßt tausend Eiskristalle in den Büschen glitzern. Das Auge folgt den Linien der Felder, der Weiden, Brachen, der kleinen Gehölze, die alle mit einem feinen Reif bedeckt sind; irgendwo geht ein einsamer Flug im Felde. In der Ferne heben sich die roten Dachflächen eines Hauses von der violett schimmernden Erde ab. Große Kreuzföhre säumen den Weg, schmerzvoll sieht ein Heiland zum Himmel. Drei Raben sitzen auf seiner Schulter, und krächzend kommt aus dem Westen ein ganzer Schwarm der schwarzen Vögel, um seine Gefährten nach den Schlachtfeldern mitzunehmen. Im Tal steht ein Schornstein Rauchwolken aus, beladene Jäger verkehren von der Front und nach der Front, die nicht mehr fern ist. In dem Städtchen, wo das Hauptquartier untergebracht ist, herrscht reges Kommen von Automobilen und Wagen. Aus dem Marktplatz sehen deutsche Kriegsgefangene den Schnee beiseite. Ein paar Straßentungen werfen mit Schneebällen nach ihnen und werden durch drohende Bewegungen oder kräftige deutsche Flüche in die Flucht gejagt. Dann beklagen sich die Straßentungen darüber, was die Deutschen für „hommes méchants“ sind . . . Unserem Zuge haben sich drei Offiziere vom Stabe des Generals de Maub'huys angeschlossen. Wir warten in einem kleinen Raume, dessen Wände mit riesigen Karten des umgebenden Gebietes bedeckt sind, auf denen alle Laufgräben, auch die des Feindes angedeutet sind. Man hat sie auf Grund von Fliegerphotographien eingezeichnet. Plötzlich wird die Türe geöffnet. Ich höre eine Stimme rufen: General de Maub'huys und ein nicht großer, lebhafter, noch fast jugendlicher Mann mit ergrauendem Haare kommt herein. Er begrüßt uns und versichert uns, daß er uns, soweit es irgend möglich ist, das Frontgebiet zeigen lassen wird. Er hat ein fremdliches Gesicht mit hellen, energischen Augen, ist sparsam mit Gebärden und höflich im Ausdruck; er stammt vom bretonischen Landadel, und seine Vorfahren sind Seelente gewesen. Während des Krieges ist er vom Divisionsgeneral zu seiner jetzigen Stellung aufgerückt . . . Wie beiseite gehen wieder die Autos, die uns an die Front bringen werden. Gestern hat man durchblicken lassen, daß man uns vielleicht in das Dorf E. führen wird, das dadurch merkwürdig ist, daß ein Teil von französischen, der andere von deutschen Truppen besetzt ist. Man führt uns auf eine interessante Höhe, die eine strategisch bedeutungsvolle Ueberblick gestattet, abgesehen von dem prächtigen Anblick der Landschaft. Die Autos machen Halt, und zu Fuß gehen wir auf einem Seitenwege nach dem Hügelkamm. Vor uns erstreckt sich das ebene flandrische Land, ohne Furchen oder Kalte; hinter uns liegt das anmutige Hügelland von Artois. Seit dem Oktober hält das französische Heer diesen Hügelkamm besetzt, während die Deutschen sich weiter weg in der Tiefe eingegraben haben. Links steht ein großer gelber Fesselballon am Himmel und bald steigt ein zweiter in unserer Nähe auf; rechts in der Ferne hängt ein deutscher Ballon in der Luft, und ganz weit weg hört man das Geschlag. Hier ist alles ruhig, nur das Geräusch eines Maschinengewehrs unterbricht manchmal die Stille. Wir sind in der Nähe des Waldes von Bouvigny, rechts vor uns ist die Kapelle von Notre Dame de Lorette, die von beiden Seiten abwechselnd beschossen, genommen, aufgegeben und wieder genommen ist. Rechts steht man das Dorf Carency, auf das während eines einzigen Tages die französischen Batterien eine unerhörte große Anzahl von Geschossen geschleudert haben; seit dem Beginne des Krieges war ein solcher Geschosdonner noch nicht da. Aus der Ferne hört man das Geknatter der Maschinengewehre. Das Tempo ändert sich, denn die Ueberlegenheit (?) des französischen Maschinengewehrs beruht gerade darauf, daß die Schnelligkeit der Schüsse willkürlich geändert werden kann. Die interessanteste Art des Gebrauchs, die man hiervon macht, ist

wohl folgende: die Bedienung des Maschinengewehrs, die sich in der vordersten Linie und in der Flanke des Feindes befindet, gibt durch willkürliche Nennung des Matterns des Maschinengewehrs Morsezeichen für die rückwärts gelegenen Batterien. Selbstverständlich wird damit gerechnet, daß diese Zeichen, die „geschickt werden“, auch vom Feinde verstanden werden. Fern, dicht bei der Front, bewegt sich etwas im Schnee. Der Weg hebt und senkt sich abwechselnd, und schließlich erscheint ein Wagen, dahinter eine lange Reihe Soldaten, weiter eine Patrouille berittener Gendarmen. Der Wagen ist mit allerhand Gerätschaften hoch beladen. Es ist eine Gruppe, die aus dem Schützengraben kommt. Die Männer grüßen ernsthaft. Ihre Gesichter sind abgemagert, doch sehen die Männer gesund und kräftig aus. Sie erzählen allerhand von der Kräfteanspannung im Schützengraben, wo sie ein paar Tage ununterbrochen tätig waren. Nach einem Kriege von vielen Monaten, nachdem sie Regen, Kälte, Schnee, Eis und allerhand Entbehrung ausgehalten haben, und die Kameraden um sich haben fallen sehen, nachdem sie Artilleriefeuer und Bajonettangriffe überstanden haben, sind sie noch guten Muts und munter. Allein es fällt auf, wie ernsthaft sie aussehen. Sie zeigen einen Ernst und eine Entschlossenheit, die vor dem Kriege niemand bei diesem lustigen und spottfüchtigen Volke erwartet hätte. . . .“

**Vermischtes.**

\* Der Triumph des Periskops. Wir leben heute im Betalter des Periskops, so schreibt Gino Calza-Bedolo in einem Londoner Briefe des Giornale d'Italia. Vor dem Kriege haben auch wohl Männer von akademischen Graden nichts vom Periskop gewußt; hatten doch die Deutschen seine Nützlichkeit der Kulturwelt noch nicht praktisch vorgesehrt. Jetzt gibt es in London kein Kaufhaus von Bedeutung, das nicht Periskope ebenso selbstverständlich auf Lager hat wie Rasiermesser. Nach den Anzeigen zu urteilen ist heute ein Periskop für das Leben ebenso notwendig wie eine Zahnbürste. Es gibt solche von allen Größen und in allen Preislagen, feste und tragbare, gerade und krumme, für das Land und für die Stadt. So bin denn auch ich in ein Kaufhaus in Bond Street gegangen, um mir den Gebrauch des Periskops erklären zu lassen. Ich genierte mich ein wenig, nach dem Periskoplager zu fragen, wie jemand, der in einem Kanarienvogelgeschäft sich nach dem Preise eines Elefanten erkundigt. Auf meine Frage aber erhielt ich die Gegenfrage: „Wünscht der Herr ein Periskop für den Schützengraben, ein Bootperiskop oder ein Wohnungsperiskop?“ Als ich mich von meinem Stammen erholt hatte, sagte ich schüchtern: „Ich möchte alle Qualitäten sehen. . .“ Fünf Minuten später schwamm ich in einem See von Periskopen. Der Verkäufer erklärte mir, daß er im Durchschnitt fünf Schützengrabenperiskope täglich verkaufe. Er pries seine Ware in allen Tonarten: „Sie werden begreifen, daß es sehr angenehm ist, mit 40 Schilling die Haut einer lieben Person vor Schaden zu bewahren. . . Sehen Sie, dies ist ein billiger Typ, unsere eigene Erfindung. . . In sechs Monaten, wenn der Krieg so lange dauern wird, wird jedes Paar Soldaten sein gutes Periskop haben, und dann wird jeder Soldat in dem Schützengraben so sicher sein wie zu Hause. Er braucht seinen Kopf nicht mehr herauszustrecken und den deutschen Kugeln auszuweichen. Sehen und selbst nicht gesehen werden, das ist das Geheimnis. . .“ Als der Mann sich überzeugte, daß ich selber nicht für den englischen Schützengraben in Betracht kam, bot er mir, allerdings im weniger zärtlichen Ton, das Hausperiskop an: „Sehen Sie, mit diesem hier können Sie jeden unliebhaften Besuch vermeiden. . .“ Ich wurde aufmerksam. Das Hausperiskop ist in der Tat ja nichts weiter als der modernste Ersatz für die „Spione“ der guten alten Zeit, die Spiegel, die man draußen am Fenster anbrachte, um die Straße zu beobachten. In England ist die Anwendung dieser Spiegel nicht möglich, weil die Dienerschaft im Untergeschoß wohnt und aus der Tiefe mit ihm nicht sehen kann, was oben vorgeht. Das Periskop hat das schwierige Problem gelöst; es kann zum Untergeschoß wie zum obersten Stock eines Hauses das Herannahen des unerwünschten Besuchers ohne weiteres melden. So hat das Periskop von den Unterseebooten zu den Schützengräben, von den Schützengräben zu den Privatwohnungen seinen Triumphzug fortgesetzt, und es wird überall in täglichem Leben seine Rolle spielen. „Sehen, ohne selbst gesehen zu werden,“ wird auch im Frieden viel Vergnügen machen, und die Fülle der Möglichkeiten, die sich hier auf allen Gebieten erschließt, ist gar nicht auszudenken. . . .“

\* „Such, Milo, such!“ Lange bevor offiziell beim deutschen Militär Kriegshunde eingeführt wurden, was bekanntlich erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschah, gab es bei den Truppen vereinzelt Hunde, die in Krieg und Frieden die Soldaten begleiteten. So zum Beispiel „Milo vom 16. Regiment“, der eine Kompanie des 15. Infanterie-Regiments in Minden in die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 begleitete und manche gute Dienste den Truppen leistete. Er war bei Beginn des Schleswig-Holsteinischen Feldzuges mit einem Splitter im Bein der Truppe zugehauen, als diese irgendwo Rast machte; ein Weiskale namens Milo zog dem Hunde den Splitter heraus, wusch und verband die Wunde, und der Hund, der nun nach jenem

Soldaten benannt wurde, blieb aus Dankbarkeit bei der Truppe, zu der er in großer Treue hielt. Besonders verdient machte er sich 1879 in denjenigen französischen Quartieren, wo die Leute alle Schwären vergraben, vermauert oder sonstwie versteckt hatten und der Einquartierung die nötige Nahrung vorenthielten. Da war es denn der treue Milo, der in Haus, Hof und Garten herumspürte und jene Schätze zumeist schnell entdeckte. Auf den Befehl: „Such, such, Milo, hier gib's was zu essen!“ machte er sich auf die Entdeckungsfahrt, und wenn der braun und weiß gefleckte Hühnerhund mit seiner Rute wedelte, dann brauchte man nur den Spuren nachzugehen. Im Feldzuge 1866 hatte Milo ein ins Wasser gefallenes Kind vom Tode gerettet, wurde aber selbst im Gefecht bei Kissingen verwundet und lag sechs Wochen im Lazarett neben einem Unteroffizier seines Regiments. Auch im Deutsch-Französischen Kriege erkrankte er und mußte der Behandlung eines französischen Tierarztes übergeben werden. Doch konnte er glücklich mit seiner Truppe heimkehren und in Minden, geschmückt mit einem Eisernen Kreuz, das die Soldaten aus gesammelten bleiernen Geschossen für ihn gegossen hatten, mit der Truppe festlich einziehen, doch war er altersschwach. Indessen starb er erst, dank der treuen Pflege, die ihm in der Kaserne zuteil wurde, im Januar 1876. . . .“

\* Uebertrumpft. Von dem kürzlich verstorbenen Florentiner Theaterkritiker Jarro, der in ganz Italien bekannt und wegen seiner scharfen Zunge gefürchtet war, erzählt ein Freund folgendes Geschichtchen: „Ich traf ihn einmal in einer Schenke zusammen mit dem Marchese Torrigiani, einem großen Jäger vor dem Herrn. Man sprach von der Jagd, und jemand in der Gesellschaft, bemerkte, daß die Kunde des Lockvogeltrufs unter den Anhängern des edlen Waidwerks doch entsetzlich abnehme. „Ich habe einen Bekannten,“ sagte da ein anderes Mitglied der Gesellschaft, das wegen seines Jägerlateins berühmt war, „der den Ruf des Distelfinken so ausgezeichnet nachmachen kann, daß sofort, wenn er es tut, ganze Scharen von Vögel herankommen.“ „Das ist noch garnichts, fiel da Jarro ein, „ich hatte einen Freund, der, wenn er das Krähen des Hahnes am Abend nachmachte, damit sofort die Sonne aufgehen ließ.“

**Die Küche im Kriege.**

(Nachdruck dringend erwünscht.)

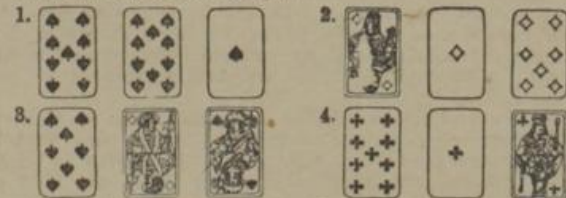
Stod- oder Klippfischsrikandellen. 1/2 Pfd. trodener Fisch, 2 alte Semmel, Pfeffer, 1 Ei, etwas Peterfilie, 1 Eßlöffel geriebenes Brot, 60 Gramm Fett, 6 Eßlöffel Milch oder Wasser. Der Fisch wird 24 Stunden mit kaltem Wasser hingestellt, dann mit frischem kaltem Wasser auf den Herd gesetzt und langsam gekocht, bis er ganz weich ist, dann von Häuten und Gräten befreit und sehr fein gehackt. Das in Wasser aufgeweichte und sehr fest ausgebrühte Brot wird mit Ei, dem Gewürz und dem Fleisch recht gut durchgearbeitet, von der Masse Koteletten geformt, diese in geriebene Semmel gewendet und in dem heißen Fett gut braun gebraten. Man gibt Kartoffelsalat dazu.

**Büchertisch.**

— Meister der Farbe. Gemälde moderner Meister in farbiger Wiedergabe. 12. Jahrgang 1915. Inhalt des Januarheftes: F. Courten's, Alles im Sonnenschein. Charles De Groux, Zu spät! J. Montigny, Belgischer Winter. A. Stevens, Ferne Gedanken. A. Baertson, Ansicht von Gent. Karel Doms, Verbotne Lektüre. Abonnementspreis des Heftes M. 2.—. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

**Stat-Aufgabe.**

Nach den ersten vier Stichen



besitz der Spieler noch folgende Karten: Bique-König, -Dame, -Sieben, Carreau-Aß, -Zehn und -König), wobei er noch einen Stich abzugeben hat. Gleichwohl gewinnt er das Spiel mit Schneider. — Wo sitzt der Spieler, was spielt er, wie sind die Karten verteilt und wie ist der Gang des Spieles?

\* Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogryphs in voriger Nummer:  
Schach — China — Heine — Ameise — Unna — Main —  
Wahnsinn — Eisen — Ischia — Nachen;  
Sch a u m w e i n.